

Alois Brandstetter

Cant läßt grüßen

Roman

Residenz Verlag

Alois Brandstetter

Cant läßt grüßen

Roman



Residenz Verlag

Alois Brandstetter
Cant läßt grüßen

Roman

Residenz Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

www.residenzverlag.at

© 2009 Residenz Verlag
im Niederösterreichischen Pressehaus
Druck- und Verlagsgesellschaft mbH
St. Pölten – Salzburg – Wien

Alle Urheber- und Leistungsschutzrechte vorbehalten.
Keine unerlaubte Vervielfältigung!

ISBN ePub:
978-3-7017-4302-5

ISBN Printausgabe:
978-3-7017-1526-8

Leseanleitung Cant läßt grüßen

Im August 1791 schreibt ein Mädchen aus Klagenfurt in Liebeskummer einen Brief an den 68jährigen Zölibatär Immanuel Kant nach Königsberg und bittet ihn inständig um Rat und Hilfe. Sie heißt Maria von Herbert und ist die Tochter eines Kärntner Bleiweißfabrikanten, eines Vaters von 32 Kindern, und Schwester von Franz Paul von Herbert, eines Schiller-Freundes und Mentors eines »Herbertkreises«, der weitab von Weimar und Königsberg in Klagenfurt das Licht der Aufklärung entzündet und die Verehrung von Goethe und Schiller fördert. Kant hat auf den Brief des Edelfräuleins hin einen Antwortbrief entworfen, der im Roman zitiert und interpretiert wird. Er dürfte aber so nicht abgeschickt und überbracht worden sein. Das jedenfalls läßt ein zweiter Brief der Freiin von Herbert an Kant vom Jänner 1793 vermuten. Sie kündigt darin einen Besuch in Königsberg an. Spricht sie den Philosophen im ersten Brief noch als »Großer Kant« wie ihren Gott an, so im zweiten Brief zwei Jahre später natürlicher und intimer: »Lieber Ehrenwerther Herr«! Faktum ist, daß sich die unglückliche Maria am 23. Mai 1803 umgebracht hat, ein Jahr vor Kants Tod 1804. Sie ging nahe der Hollenburg in die Drau (nicht in die Donau, wie ortsunkundige Kant-Biographen manchmal schreiben).

Vor dem Hintergrund dieser und vieler anderer historischer Fakten schreibt in diesem »Einbriefroman« ein »Amanuensis« Kants, ein junger Assistent des emeritierten Professors, »im Auftrage desselben« einen langen, fiktiven Brief an Maria von Herbert. Er beruft sich dabei nicht nur auf mündliche Mitteilungen und Mandate seines Herrn, sondern auch auf dessen Werke, vor allem die Menschenkunde (»Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«). Und er interpretiert auch den erwähnten Briefentwurf Kants. So kommt viel Tiefsinniges aus der »Menschenkunde« und aus der

»Metaphysik der Sitten« zur Sprache, aber auch Sonderbares, ja Absonderliches und Kurioses, gerade auch was Kants Vorstellungen vom »schönen Geschlecht« betrifft, über die sich vor Brandstetter schon Johann Wolfgang von Goethe in einer Rezension lustig gemacht hat. Kant seinerseits (im Roman *Cant*) will das Mädchen Maria durch seinen Sekretär von aller Schwärmerei für die Poesie und Goethe (im Roman *Göthe*) kurieren.

Ein Amanuensis ist, wörtlich übersetzt, einer, der einem Professor »zur Hand geht«. Der hier den langen Traktat an die Klagenfurterin Herbert schreibt, ist offensichtlich ein junger, altkluger, anstelliger, fleißiger, beflissener und redseliger Privatsekretär, Kants Eckermann sozusagen. Er ordnet im Auftrag der Universität dem Emeritus das Archiv in dessen Haus in der Prinzessinstraße. So kennt er das Hauswesen des verehrten Philosophen aus der Nähe (wie auch Kants berühmt-berüchtigter Diener Martin Lampe, der hier selbstverständlich nicht fehlen darf). Die Geschichte spielt im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, als Napoleon Europa und auch Kärnten heimsuchte, nimmt sich aber einige anachronistische Freiheiten. Offensichtlich schreibt der »Wortführer« an seinem Brief auch noch, als sich die Probleme längst biologisch gegeben haben ... Und es fehlt auch nicht an kühnen Anspielungen auf die Gegenwart, wenn etwa der »Sturm und Drang«-Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz nicht unähnlich einem Angehörigen der 68er-Generation des 20. Jahrhunderts agiert und spricht. Kant schreibt also hier nicht »manu propria« (mit eigener Hand), vielmehr: Cant läßt grüßen. Einige Kühnheiten legen den Verdacht nahe, daß der lange Brief gar nicht von einem Amanuensis in Königsberg, sondern von einem Emeritus der Universität Klagenfurt geschrieben wurde. Doktorspiele eines Philisters?

Denken, Gedenken und Andenken

Zur Erinnerung an Prof. Rudolf Malter (1937–1994), den Präsidenten der Deutschen Kant-Gesellschaft, meinen Freund aus Saarbrücker Tagen, der mich auf die Briefe Maria von Herberths an Kant aufmerksam machte, dem ich so viel Denkwürdiges verdanke!

»Denen Lesern zu Gefallen, die die deutschen Academien nicht kennen, muß ich den Ausdruck Amanuensis erklären. Es sind gewöhnlicherweise Bauernsöhne, die den Professoren anfänglich die Füße bedienen, nach und nach aber durch den Einfluß der Atmosphäre, in der sie sich mit ihren Herren herumdrehen, einen solchen Antheil ihres Geistes erhalten, daß sie sie zu ihrer Hand abrichten können, die Gelder für die Collegien einzusammeln und, wenn einer von den bekannten Gesichtern in den Hörsälen, wo sie gemeinhin nur die Stühle einreichen, wenn Fremde kommen, zu fehlen anfängt, so lange auf die Spur zu gehen, bis sie den Räuber entdeckt haben, der ihn ihrer Schule abspenstig gemacht hat. Alsdann wird alles angewandt, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen, Briefe an die Seinigen, bisweilen auch anonyme Briefe von verborgener Freundeshand, Erinnerungen am schwarzen Brette und in den Programmen, und, wenn nichts verschlägt, bey der nächsten erhaschten Veranlassung, eine Citation durch die Hand des unermüdeten Pedellen.« (*Jakob Michael Reinhold Lenz, »Der Landprediger«*)

Amanuensis, is, m. – ein Sklave, den man als Schreibgehülfe gebrauchte, ein Schreiber, Secretär (Karl Ernst Georges, »Ausführliches lateinisch-deutsches Handwörterbuch«)

Gott zum Gruße, sehr verehrtes Fräulein, Freiin Maria von Herbert in Clagenfurth! Im Namen Immanuel Cants, dem zu dienen ich als Amanuensis die academische Ehre habe, darf ich Euch in Beantwortung Eurer Briefe sein besonderes Wohlwollen übermitteln! Von den Beschwerden des Alters heimgesucht und niedergedrückt, bittet er, ihm nachzusehen, daß er nicht *manu propria* (mit eigener Hand) respondiren kann, sondern und vielmehr sich meiner als seines adjutanten Amanuensis bedienet, um das hernach Folgende in seinem Sinne und Auftrage mittheilen zu lassen. So darf ich als authorisirter Secretär wie folgt festhalten und ausführen:

Nach dem ersten Briefe nun, den Ihr, werthes Fräulein Maria von Herbert, im August des Jahres 1791 aus Clagenfurth im Lande Kärnthen, an meinen Herrn, den Herrn Professor Immanuel Cant, nach hier in Königsberg ins östliche Ostpreußen, zu richten die Güte – und Kühnheit – hattet, war mein Herr nicht aufgelegt zu antworten oder auch durch meine Wenigkeit, seinen Secretär und Amanuensis, correspondiren und repliciren zu lassen. Ihn erreichen täglich ähnliche Billetten, in denen Leser seiner philosophischen Schriften ihren Beyfall kund thun und mit Complimenten nicht geizen. Mancher Brief hat den im Grunde todernten Mann auch schon schmunzeln lassen und zu launigen Bemerkungen etwa dieser Art verleitet und verführt: Wenn der Kutscher R. aus Buxtehude applaudirt, dann wird es mit meiner Critik der practischen Vernunft wohl seine Richtigkeit haben. Oder: Mamsell F. aus Husum ist auch unserer Meinung hinsichtlich des Categorischen Imperativs, so wird er denn allgemeines Gesetz werden können. Einmal quittirte er das überschwengliche Lob eines Freigeistes, seiner bürgerlichen Profession nach aber unfreien Domesticen und Lacaien, Lacaien, Botengehers oder Dieners, über den Erweis der Unmöglichkeit, die Existenz Gottes zu beweisen, den Nachweis der Unmöglichkeit der scholastischen Gottesbeweise also, mit einem Sarcasm, der mir immer und ewig in Erinnerung bleiben wird: So hat einer aufgehört, an Gott, und angefangen, an Cant zu glauben! Ein anderes Mal

stöhnte er: Muß ich denn nun auch das Schicksal des Johann Sebastian Bach theilen! Das aber sagte er, weil er öfters schon jenes Bonmot (Gutwort) eines Musikbegeisterten vernommen und im Ohre hatte: Ob ich an Gott glaube, weiß ich nicht, an Bach aber glaube ich gewißlich! Wäre es nicht besser, mit Bach an Gott zu glauben?, sagte er einmal.

Als Euren »Gott« bezeichnet übrigens auch Ihr, werthes Fräulein Maria von Herbert, meinen Meister, schon im ersten Briefe, was dem Herrn Professor kein geringes Mißvergnügen bereithet hat. Die Wahrheit ist den Menschen zuzumuthen, deshalb will ich mit der Mittheilung nicht hinter dem Berge halten, daß er den ersten Satz Eures Briefes zu wiederholten Malen als Beyspiel für fehl geleitete Devotion bey Tische und im Gespräche mit Freunden, anfangs ablesend, später aber bereits aus auswendiger Kenntniss citirte und hören ließ: »Großer Cant, zu dir rufe ich wie ein Gläubiger zu seinem Gotte um Hülfe, um Trost, oder um Bescheid zum Tode ...« Ja, einer der Gründe, nicht zu erwidern und auch nicht erwidern zu lassen, mag gerade darin, in jener schwärmerischen Devotion nämlich, gelegen seyn. In seiner »Anthropologie« (Menschenkunde) rechnet er die Enthusiasten ja nicht bloß zu den »Unsinnigen«, sondern zu den »Wahnsinnigen«. Sie sind schlimmer oder schlimmer daran als die »Phantasten«, die bloß wachend träumen und die er mit »Grillenfänger«, in Klammern gesetzt, in die deutsche Hauptsprache übersetzt. In einem ähnlichen Falle von übertriebener Höchstachtung und Divinirung (Vergötterung) hat mein Herr denn auch einmal, weniger zu Scherzen als zu Ungnade aufgelegt, brummend gesagt: Verwechselt mich nun schon wieder ein einfältiges Frauenzimmer mit dem Dreifaltigen.

Von »Adoration« (Anbetung) spricht freilich schon im Jahre 1784 in einem Briefe an meinen Herrn der durchaus achtbare Professor der Beredsamkeit Christian Gottfried Schütz aus Jena, die ihn bey der Lectüre der »Critik der reinen Vernunft« erfaßt habe. »Bey deren Lectüre ich Sie gerne hätte adoriren mögen.« Adoriren heißet aber in unserer deutschen Hauptsprache »Anbethen«! So sehr meinem Herrn dies auch mißfallen hat, hat er sich von dem Genannten immerhin einladen lassen, als Recensent an einer von ihm und anderen gegründeten Zeitschrift mitzuwirken. Vergleiche seiner »Critik« mit der »Heilichen Schrift« und der »Bibel« mußte Cant

auch sonst öfter über sich ergehen lassen. Gefreut hat ihn dies sicher nicht!

Nach Eurem neuerlichen, zweyten Briefe hat Cant indessen geruhet, den ersten wieder- und nachzulesen, über jene und andere kleinere Entgleisungen hinwegzusehen, und mich mit einer Antwort an Euch beauftragt, nicht ohne mir genaueste Ordres (Vorschreibungen) über den Inhalt dieses Antwortbriefes aufzulegen. Ihr verdient eine Antwort, sagte der Herr Professor, wenn diese Euch auch nicht konveniren (entgegenkommen) und gefallen mag. Er sey kein Schmeichler und darum dürfe auch mein Schreiben nicht schmeichelhaft seyn! Cant lasse grüßen, obligirte (verpflichtete) er mich zu schreiben, und in seinem Sinne und aus der Kenntniss seiner in seinen Schriften festgelegten Weltanschauung Euch zu rathen, wie Ihr Euch aus Eurem Dilemma befreien und erlösen könnt, woran ihm sehr gelegen sey. Dies möge ich Euch ausrichten und Euch aufrichten. Helfen werde mir dabey ein Concept (Entwurf) einer Antwort von seiner Hand, dessen zu bedienen er mir großzügig concedirte (zubilligte). Es sey nun seit jenem Entwurfe, mit dem er inzwischen unzufrieden sey, einige Zeit verstrichen, die ihn alt und zittrig hinterlassen habe, sodaß er nun nicht mehr gerne »manu propria« (mit der eigenen Hand) schreibe, sondern gern »ab amanuense« (von einem Handlanger) Gebrauch mache. Bitte erklären Sie mich dem bedürftigen und unbedarften Mädchen, sagte Cant. Zu seinem Briefentwurfe Näheres später.

Versöhnlich gestimmt hat ihn an Eurem Schreiben vor allem, daß Ihr weiter um nichts als seinen Rath bittet, aber nicht die geringste Unverschämtheit wie etwa andere Briefschreiber und Bittsteller zeigt. Die meisten Briefe, die mein Herr erhält, sind nämlich Bettelbriefe, deren Schreiber nach den Laudes (Lobgesänge) alsbald um Beneficien (Vergünstigungen, Wohlthaten) in Gestalt von Naturalien (Lebensmittel) beziehungsweise Geld bitten. Viele Briefeschreiber wollen weniger einen Rath als einen Rabatt! Von solchen Briefen sagt mein Herr denn gerne, ich möge sie an seine Arbeitgeberin, die Zarin aller Russen und Reußen, nach St. Petersburg weiterleiten ... Manchmal sagt er auch, dieser oder jener Bittsteller sey für den Peterspfenning vorzusehen, was dem Obigen ironischer Weise gleichkömmt. Nicht immer freilich sind die Dreistigkeiten in den Briefen von dieser Plumpheit, ja sie sind manchmal gar nicht als solche erkennbar, sondern von einer

merkwürdigen Subtilität und Raffinesse, auch Delicatesse. Ich darf als Beyspiel für die raffinirtere Sorte etwa einen Brief erwähnen, in welchem neulich eine der drei Blutes verwandten Töchter seines leiblichen Bruders Johann Heinrich, der eines geistlichen Pastorenamtes in Altrahden, einer kleinen Gemeinde zwischen Riga und Mitau, waltet, ihn nach allerlei verwandtschaftlichen Artigkeiten ziemlich oder eigentlich unziemlich keck um die Übersendung einer Locke seines grauen Haupthaares ersucht hat, welche sie wie eine heilige Reliquie in Ehren zu halten versprach. Ich darf citiren: »Eine Locke von Ihren ehrwürdigen grauen Haaren hätten wir doch sehr gerne, die würden wir in Ringe fassen lassen und uns so fest einbilden, wir hätten unsern Onkel bey uns.« Möge sie tausendmal meine Nichte seyn, erboste sich mein Herr, so werde ich diesem albernen Ansinnen doch in keinem Falle nachkommen! Es sey zum Haareraufen und man könnte sich den Bart ausreißen, rief er aus, was sich die Menschen einbildeten. Er ist freilich bartlos! Für Bartträger empfindet er keine besondere Sympathie. Man soll sein Geschlecht nicht im Gesichte demonstriren (vorweisen). Wäre er, sagte mein Herr, allen ähnlichen Nachfragen nach Haarlocken, die nicht nur von Verwandten an ihn gerichtet wurden, nachgekommen, so hätte er sich um sein gänzlichliches Haupthaar, welches unter seiner Perücke an sich nur noch spärlich wachse, bringen müssen, ja die Natur hätte in seinem Falle ganz und gar nicht ausgereicht, alle diese sonderbaren Wünsche zu erfüllen. Auf welche Haare aber hätte er zurückgreifen sollen! Verwandtschaft, schon gar nahe Blutsverwandtschaft, mag einen solchen Wunsch nach einem intimen Geschenke wie einer Locke oder Tolle allenfalls als angebracht oder doch verständlich erscheinen lassen, wenn auch alle Reliquienverehrung einem verständigen und aufgeklärten Menschen schlecht ansteht, ähnliche Zumuthungen aber nach persönlichen Andenken von Außenstehenden sind nicht auszustehen und als widerwärtig abzulehnen. So hatte eine Correspondentin aus Pommerland effectiv die Dreistigkeit, mit Hinweis auf Cants altersbedingte Kahlhäuptigkeit, von der sie erfahren habe, wie die Natur auch die größten Menschen nicht schone und der Geist letztlich nicht im Stande sey, »den Körper zu bauen«, wie der Dichter und Cant-Verehrer Friedrich Schiller sich auszudrücken beliebt habe, ihn um eine Devotionslocke »gleich welcher Provenienz« zu bitten. Mit einem Wortspiele nannte mein Herr den

grassierenden Tollenkult »toll«, das heißt verrückt und »unappetitlich«! Er hätte große Lust, jenes zudringliche Frauenzimmer mit einem Büschel Roßhaare von einem Pferdeschwanz, das sein Diener Martin Lampe leicht zu besorgen wüßte, zur Närrin zu halten und abzustrafen, sagte er damals, sich entrüstend und auch belustigend. So ärgerlich er aber ursprünglich, als ich als sein Secretarius und Amanuensis jenen Brief mit dem haarigen Wunsche ihm zur Kenntnis brachte und wegen seines schlechten Gesichtes vorlas, auch war, so aufgeräumt und heiter war er schließlich beym Gedanken an jenen Streich und Possen, den er der guten Frau zu spielen imaginirte (einbildete). Natürlich wäre mein verehrter Herr als der allergrößte Moralist unseres Saeculums (Zeitalters) niemals zu einer derartigen That und Boshaftigkeit geschritten. Es ereignete sich alles nur im imaginären und virtuellen Raume der Phantasie (Annahme) ... Vieles ist bey meinem Herrn, dem großen Philosophen, eben nur gedacht. Der Norddeutsche in Cant meldet sich auch gern mit dem volkssprachlichen »Denkste!«. Auch »im Geiste« höre ich ihn oft sagen, wenn er von Unwirklichem spricht.

Ich thue dieser seiner Schalkhaftigkeit in der Rede auch deshalb Erwähnung, weil meinem Herrn Cant immer wieder Misanthropie, oder, wie es in einem Briefe von Johann Georg Hamann an Johann Gottfried Herder aus dem Jahre 1784 heißt, »Übelaufgeräumtheit« nachgesagt wird. Oft aber ist er sehr aufgeräumt, wie eben auch damals. Er ist kein Griesgram und Miesepeter, wie oft in ungerechter Weise behauptet wird!

Seine Aversion gegen Reliquienverehrung ist freilich ernst und groß. Hierin ist er, der Aufklärer und Freigeist, doch zugleich ganz Protestant und Lutheraner. Nicht nur einmal hörte ich ihn Martin Luthers Spottsprüche aus dessen Tischreden über die »Federn des Heilichen Geistes« und die »drei Tropfen Milch aus Marias Mutterbrust« citiren. Er thut dies indessen auch bey seinen Tischgesellschaften nur, wenn er keine altgläubigen und frommen Catholiken unter seinen Gästen weiß, was freilich an und für sich sehr selten ist, weil sich solche kaum so weit in den Norden nach Königsberg verirren. Ist indessen Carl Leonhard Reinhold, jener Mann aus dem Süden, aus Wien, bey ihm, der sich inzwischen als sein größter Verehrer und als Propagandist der reinen Lehre Cants an den Universitäten in Jena und Kiel bewiesen hat, so thun sich

beide in ihrem Spotte, Anticlericalism (Priesterherrschaftskritik) und Antipapism (Papstfeindschaft) keinen Zwang an, was freilich insofern merkwürdig oder auch wieder verständlich ist, als Reinhold, heute mit einer Tochter des Dichters Christoph Martin Wieland verheurathet und zum evangelischen Glauben convertirt, eigentlich geweihter catholischer Priester ist und als Jesuit und später Barnabit begonnen hat, bevor er aus dem Kloster St. Michael in Wien entsprungen und nach Weimar geflohen ist. Dort ist er in bedauerlicher Weise vom Pfarrer zum Pfarrerrfresser geworden. Wer dünkte da nicht an einen Aphorism (Kurzwort) des Göttinger Professors Georg Christoph Lichtenberg: Die schärfsten Critiker der Elche waren früher selber welche!

Ich gestehe freimüthig, daß mir Herr Reinhold, trotz seiner Verdienste, die er sich mit seinen »Briefen über die cantische Philosophie« in der von ihm und seinem Schwiegervater Christoph Martin Wieland herausgegebenen Zeitschrift »Teutscher Merkur« erworben hat, nicht nur antipathetisch (zuwider) oder, wie man heute auch sagt, »unsympathisch« ist, sondern in hohem Maaße auch unheimlich. Zwar huldige ich auch der Aufklärung, halte aber als getaufter Christ der catholischen Confession daran fest, daß einer, der die Priesterweihe empfangen, ein Sacrament gespendet bekommen hat, das einen »Character indelebilis«, wie die Theologen das nennen, bewirkt und erzeugt. Ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß Ihr als Edelfräulein in Clagenfurth eine gute Schulbildung auch in den Humaniora und alten Sprachen Latein, Griechisch und Hebräisch genossen habt, sey es in einer öffentlichen Schule oder, was wahrscheinlicher ist, durch Hofmeister und Privatlehrer. Nur für den Fall, daß Ihr aus welchem Grunde immer im Lateinischen incompetent (unzuständig) seydt, füge ich eine Glossation des Wortes *indelebilis* an, wie ich auch gern aus propädeutischen (erzieherischen) Gründen bey Fremdwörtern eine Erklärung in Klammern anfüge, wie Ihr schon bemerkt haben werdet. Ich thue dies ganz im Sinne der »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«, wo der Lehrer Cant die lateinischen oder griechischen Fachwörter zum besseren Verständnisse und zur Erklärung der Tradition und Herkunft stets auf die deutschen Ausdrücke und Übersetzungen folgen läßt. Dazu habe ich das ausdrückliche Placet (Billigung, eigentlich Gefallen) meines Herrn, der sagte: Amanuense, machen Sie es wie ich! Dies thue ich also aus Vorsicht und Sicherheit, bitte

Euch aber daran keinen Anstoß zu nehmen und einfach darüber hinwegzulesen, wenn Ihr der Explication (Erklärung) nicht bedürftig seyd! In diesen Glossen meldet sich der zukünftige Lehrer in mir, der zu werden ich nach meiner Zeit als Amanuensis die Absicht habe! Vielleicht ist mein Unterricht doch nicht ganz unwillkommen und nutzlos. Über die Fehlerhaftigkeit und die merkwürdige Mangelhaftigkeit Eures Schreibens in orthographischer Hinsicht haben wir uns denn doch ein wenig verwundert, dies möchte ich nicht verschweigen. Ich führe dieselben auf Eure Aufregung zurück, die Euch beym Gedanken an Euren Adressaten wie ein Schwindel erfaßt haben mag! Cant!

Es steckt in dem erwähnten Eigenschaftsworte *indelebilis* das Zeitwort *delere*, welches »zerstören« bedeutet. *Delebilis* also heißt »zerstörbar«, *indelebilis* aber ist verneint und bedeutet dem entsprechend »nicht zerstörbar« oder auch »unabdingbar«. Es drückt dieses Wort also etwas absolut (losgelöst) Definitives (Endgültiges) aus. *Character indelebilis*: Einmal Priester, immer Priester! Was Reinhold betrifft, so hat er die eine oder andere ungute Eigenschaft, die man wie eine Berufskrankheit an Clericern (Geistlichen) öfters wahrnehmen muß, ohne daß hier der ganze Berufsstand denunciert (abgemeldet) werden soll, nicht nur beybehalten, sondern sogar noch intensivirt (verdichtet), das gewisse pfäffisch Devote, das Hingebungsvolle nämlich, das nun nach den Heilichen oder *dem* Heilichen in Cant seinen Adressaten gefunden hat. Bey Reinhold ist an die Stelle der Heilichenverehrung, an die Stelle der Marienverehrung die Cantverehrung getreten. (Ihr, liebes Fräulein handelt freilich ähnlich, indem Ihr meinen Herrn als Nothhelfer, als den achten nach den sieben canonisirten Nothhelfern zu betrachten scheint!) Reinhold nun läßt auch keine anderen Philosophen neben seinem Idol (abgöttisches Trugbild) gelten. Auch Fichte existirt nicht. Und wie er, Reinhold, leiden auch andere an Idolatrie (Götzendienst). Nie und nimmer aber wollte mein Herr den Platz des unbeweisbaren und unbewiesenen Gottes einnehmen, der durch ihn sozusagen frei gemacht wurde. Wer sich für Gott hält, ist ein Götze, so Cant. Mit der Behauptung von *indelebitas* (Unzerstörbarkeit) ist er nicht nur im obigen Sinne des Weihesacramentes sehr vorsichtig und sparsam. Nichts ist unzerstörbar, sagte er einmal. Alles geht der Auslöschung entgegen. Diese nihilistische Ansicht ist mir freilich unerträglich, für einen

solchen kohlschwarzen Pessimismus sind wir, Ihr, Fräulein von Herbert, und ich, zu jung. Die Jugend, sagte einmal ein Dichter, glaubt nicht an die Unsterblichkeit, sie *ist* unsterblich!

Leider muß ich auch Euch, verehrtes Fräulein von Herbert, das Wort *Gott*, das Ihr auf meinen Herrn anwendet, verweisen. Ich versichere Euch als sein Amanuensis, der ich nun seit zwey Jahren in seiner unmittelbaren Nähe lebe und in seinem Hause im Auftrage der Universität und im Solde der Stadt Königsberg sein Archiv ordne, er, Cant, ist nicht Gott! Er ist nicht *allgegenwärtig*, *allgütig* und *allwissend*, wie unser Catechism den Höchsten attribuiert (kennzeichnet). Ich will mich von Critik und schon gar von Spott über meinen alternden Herrn frei halten und distanciren. Aber ich thue ihm sicher nicht unrecht und sage nichts Unrechtes, wenn ich fest stelle, daß er gegenwärtig schon oft abwesend wirkt, daß seine vielgerühmte Güte sich vermindert und eine gewisse Schroffheit zunimmt und daß er vieles vergißt und Alltägliches nicht mehr weiß. Vielleicht weiß er, »wo Gott wohnt«, aber seine Strümpfe findet er oft nicht. Dazu und zu so vielem bedarf er seines Dieners Martin Lampe. Aus Einsicht in diesen Sachverhalt habe ich ihn auch einmal seinen Vornamen *Immanuel*, der doch wohl im Hebräischen »Gott mit uns« bedeutet und den ihm seine fromme Mutter in der Taufe zgedacht hat, heftig dementiren gehört! Das war einmal!, sagte er bitter. Trotzdem, von Gott verlassen fühlt er sich nicht. Gibt es auch, wie gerade er erwiesen hat, keine *Beweise* für die Existenz Gottes, so doch *Hinweise*. Er ist nun manches Mal durchaus das, was der Volksmund einen »zerstreuten Professor« nennt. Mit dem Worte *zerstreut* entspricht die deutsche Hauptsprache dem lateinischen *confusus*, Ihr werdet das Wort wohl kennen. Mir ist es ein erschütterndes Zeichen dieser Zerstreutheit, ja wörtlich genommenen »Verrücktheit«, daß er neuerdings öfter seinen eigenen, also seinen Eigennamen und Personennamen, als *Cnat* schreibt und unterschreibt. Es gibt kein drastischeres Indicium für den Verlust an Identität (Selbstbewußtheit) als diesen verschriebenen Namen. Anfangs dachte ich bey dem Lesen dieses entstellten Namens, Cant wolle damit vielleicht eine gewisse Distanz zu seiner vormaligen Existenz und Identität und eine Entwicklung, wenn auch eine nostalgische Rückwärtswendung ausdrücken – seine schottischen Vorfahren hatten sich ja wohl anders geschrieben -, mußte aber diesen Umstand später doch als Ergebnis von Confusion